

DIESMAL
WERDEN
WIR
TANZEN

Claudia
Iwer

ROMAN

Copyright © 2024 Claudia Iwer
All rights reserved
Claudia Iwer
c/o WirFinden.Es
Naß und Hellie GbR
Kirchgasse 19
65817 Eppstein
Alle Rechte vorbehalten.
ISBN: 9798343854909
Imprint: Independently published
Lektorin: Johanna Furch|Wortwühlmaus
Umschlagsgestaltung: Canva
Umschlagsmotiv: Bing Image Creator
www.claudia-iwer.de

Iwer Claudia

**DIESMAL
WERDEN
WIR
TANZEN**

ROMAN

Inhalt

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

Epilog.

Für Papa

Das Buch

Ein Roman über die Liebe in ungewissen Zeiten, Familiengeheimnisse, Verrat und das Überwinden von Verlust.

Es ist die Liebe zu ihrer Heimat, die die Architektin Marie dazu bringt, ihr altes Leben aufzugeben und in den Spreewald zurückzukehren. Die Scheune ihrer Großmutter soll ihr neues Zuhause werden. Beim Entrümpeln fallen Marie Briefe und ein Liedtext in die Hände - geschrieben für ihre Großmutter Gerda von einem Mann, der nicht ihr Ehemann war.

Nach und nach gelingt es Marie, ihrer Großmutter Details ihrer Vergangenheit zu entlocken. Von Gerdas Kindheit und Jugend im Spreewald der Sechzigerjahre, von einer verlorenen Schwester und irgendwann auch von ihrer einstigen Liebe.

PROLOG

Kudrow, 1948

»Wir können uns nicht mehr sehen.« Ihre Schürze verschlissen und fleckig von der Feldarbeit. Braune Erde am Saum vom langen Knien. Ihr vom Schweiß verklebtes Haar hing strähnig über ihre rotgeäderte Wange. Die Haut sonnenverbrannt und rau. Mit ihren Handrücken wischte sie sich den Schweiß von der Stirn. Nichts an ihr wirkte anziehend. Und trotzdem hielt er noch immer ihre Hand.

»Es wäre alles viel einfacher, wenn ich dich nicht lieben würde.«

»Das darfst du nicht!«, rief sie fast, drehte sich rasch um, in der Hoffnung, niemand würde sie hören.

Er sah auf seine Hand, die ihre umfasste. Seine Fingernägel hatten, wie ihre, einen schwarzen Rand. »Ich weiß.« Sein Blick verhärmt, weil er die Hoffnungslosigkeit erkannte. Sie hatten keine Zukunft. Sie durften sich nicht wieder sehen.

1. KAPITEL

*»Die Tanzenden wurden für verrückt gehalten
von denjenigen, die die Musik nicht hören konnten.«*

FRIEDRICH NIETZSCHE

Kudrow, 5. Februar 2023

»Ich überlege, wieder nach Hause zu kommen, Omi.« Marie sah auf den grauen Scheitel ihrer Großmutter Gerda, die gebückt die Schürze von Maries Tracht gerade zog. Auf den Millimeter genau prüfte sie den Abstand zum Rock. Sie durfte nicht überstehen. Zu kurz sollte sie auch nicht sein. Da war Gerda pedantisch.

Ihre Großmutter blickte auf. In ihrem Mund noch immer eine Stecknadel, die sie gleich irgendwo hineinstecken würde, um dem Gesamtprojekt mehr Halt zu geben. Mindestens dreißig Stecknadeln waren überall strategisch auf Maries Mieder so verteilt, dass nichts verrutschen konnte.

»Natürlich, Mariechen.« Gerda stand schwerfällig auf, fasste sich an die Seite, unterdrückte ein Stöhnen und lächelte. »Du weißt, hier ist immer ein Platz für dich. Da wird sich deine Mutter freuen, dich wieder in der Nähe zu haben. Und ich sowieso.«

Marie gab ihrer Großmutter einen Kuss auf die Stirn; nahm den Duft ihres Haares wahr. Die rochen immer gleich. Es war der Haarlack-Geruch des Drei-Wetter-Taft, damit sich die feinen, silbernen Haare nicht aus dem Dutt lösen konnten.

»Natürlich weiß ich das, Omi.« Mit gerade einmal einen Meter fünfundfünfzig war Gerda so klein, dass Marie sich für

das Küsschen bücken musste. Sie selbst war rund zehn Zentimeter größer. Deutscher Durchschnitt.

Gerda war gerade dabei, ihre Enkelin für die große Fastnacht zurechtzumachen. Ein Fest, bei dem Mann und Frau oder Junge und Mädchen in festlicher, sorbischer Tracht Seite an Seite durchs Dorf marschierten. Die Einhundertfünfzigste war es in Kudrow inzwischen, bei der auch Marie mit dabei sein durfte. Das Problem war ihr Alter. Normalerweise konnte man bis zur Hochzeit oder Geburt eines Kindes an der Jugendfastnacht teilnehmen. Weil bei Marie beides nicht zutraf – sie war weder verheiratet, noch hatte sie ein Kind – war sie nüchtern betrachtet zwar für die Jugendfastnacht qualifiziert. Aber mit mittlerweile einunddreißig Jahren war sie trotzdem keine Jugendliche mehr.

Marie wirkte keineswegs alt. Ganz im Gegenteil. Ihre kindliche Art, sich zu freuen, ihr Lachen und ihre Grübchen in den Wangen ließen sie meist jünger wirken. Mit achtzehn hat sie das gestört, weil sie immer ihren Ausweis vorzeigen musste, wenn sie in die Disco ging und sich in einer Bar einen Tequila bestellte. Inzwischen ärgerte sie das nicht mehr.

Wegen ihres Alters hat Marie also seit vier Jahren nicht mehr mitgemacht. Stattdessen hat sie mit ihren Freundinnen, auch *alt*, immer noch schön, am Straßenrand gestanden, und die anderen Mädchen in ihren Trachten beklatscht. Mitgewippt, wenn die Kapelle *Annemarie Polka* spielte und mitgesungen, wenn zum Einmarsch *Hoch auf dem gelben Wagen* erklang.

Aber lediglich zuzusehen oder selbst teilzunehmen, waren zwei gänzlich andere Sachen.

»Kann ich in der Scheune wohnen?«

Gerda legte sacht ihre Hand an Maries Wange. »Aber Kind! Du hast hier doch ein Zimmer.« *Ihr* Zimmer war eigentlich das Gästezimmer. Aber es war klar, dass es nie

von jemand anderem bewohnt wurde. Deshalb nannte ihre Oma es immer Mariechens Zimmer.

Die lachte. »Ich weiß doch, Omi. Was ich meine ist: Hättest du etwas dagegen, wenn ich sie zu einem Wohnhaus umbauere?«

Gerda zog ihr Kinn nach unten. »Die Scheune? Du kannst doch das Haus haben, wenn ich mal nicht mehr bin.«

Daran wollte Marie überhaupt nicht denken. Mit gerade einmal fünfundsiebzig Jahren blieb Gerda auch noch etwas Zeit. »Ich will nicht, dass du stirbst. Du sollst hier mit mir wohnen. Auf dem Hof.«

Das Kinn ihrer Oma war immer noch verdächtig tief nach unten gezogen. Diesen skeptischen Blick kannte Marie. Wann immer etwas unkonventionell für Gerda schien, wie Handys in den Neunzigern oder jetzt Elektroautos, war es für sie erstmal suspekt. »Auf welche Ideen du kommst.«

Eigentlich war die Idee noch recht jung. Marie ist vor zwei Tagen in Kudrow angekommen. Am Samstag ist sie gemeinsam mit ihren Mädels als *Zamperaki* durch die Gegend gezogen. Haben sich als drei Teufelinnen verkleidet, um beim traditionellen, sorbischen Zampern – was ihre Hamburger Freundinnen als Fasching bezeichneten – Geld und Eier zu sammeln, Musik zu spielen und zu tanzen. Das Geld- und Eiersammeln nannten die gleichen Hamburger betteln. Das wiederum war eine andere Sache.

Über einhundertfünfzig verkleidete Kudrower haben jedenfalls mitgemacht. Allen voran die fünfköpfige Blaskapelle, die auf dem Anhänger eines Traktors saß und traditionelle Blasmusik spielte.

Als um acht alle im großen Saal der Dorfkneipe einmarschiert sind, grölend, lachend und besoffen, und die Pauke bedeutungsschwer das nächste Lied ankündigte, war die Masse nicht mehr zu halten.

Da sprach der alte Häuptling der Indianer.

In dem Moment, in dem Marie mit einhundertfünfzig anderen Zamperakis vom Boden aufsprang, wusste sie es.

Sie musste wieder zurück.

Zurück in ihre alte Heimat.

Zurück zu ihren Freundinnen.

Zurück zu ihren Wurzeln.

Sie wollte das, was sie hier hatte, nicht nur manchmal. Sie wollte es immer. Die Freundschaft, die Verbundenheit, die unnachahmliche Ausgelassenheit und die zwanglose Verrücktheit; die Ruhe nach dem ganzen Wirbel in ihrem Liegestuhl am Fließ.

»Wenn du nicht willst, dass ich die Scheune umbauere, lasse ich es. Dann zieh' ich natürlich zu dir ins Haus ...«

»Unsinn«, unterbrach Gerda sie. »Wenn du dir die Mühe mit der Scheune machen willst, soll mir das recht sein.« Ein gutmütiges Schmunzeln trat in ihr Gesicht. »Ich kann mir schon vorstellen, warum du lieber die Scheune haben willst.«

Marie lächelte. »Ich stelle mir das richtig toll vor. Der Ausblick wird irrsinnig schön sein.« Gerdas Vierseitenhof lag direkt am Fließ. Leider konnte man den Spreearm vom Haupthaus aus aber gar nicht sehen. Ihre Urgroßeltern schienen in den Neunzehnhundertzwanziger Jahren nicht viel Wert auf einen guten Ausblick gelegt zu haben. Die Sicht aus dem Küchenfenster ihrer Großmutter war trotzdem nicht schlecht. Man blickte auf den Zufahrtsweg, der zur Hauptverkehrsstraße führte. Direkt dahinter eine unbewirtschaftete Wiese, rechts daneben ein Acker, auf dem alle zwei Jahre Mais angebaut wurde. In den dazwischenliegenden Jahren lag das Feld brach.

»Natürlich. Man hat das Fließ direkt vor seiner Nase. So etwas Feines wirst du in Hamburg nicht finden.«

Ganz richtig war das nicht. Eigentlich hatte sie in ihrer Wahlheimat einen perfekten Ausblick auf die Alster. Die Wohnung war zwar klein und gehörte nicht ihr, das minderte aber nicht die Wohnqualität.

Es war trotzdem nicht mit Kudrow vergleichbar. Wenn sie vor ihrer Scheune stand und auf das Fließ blickte, fühlte sie

sich zuhause.

Ihre Oma strich mit ihren von Arthritis verformten Fingern zum wiederholten Male das weiße, seidene Halstuch auf Marias Schultern glatt und verkündete dann: »Jetzt siehst du schick aus, Mariechen.« Sie trat drei Schritte zurück. »Dreh dich mal.«

Das ließ Marie sich nie zweimal sagen. Als sie eine Pirouette machte, flog die blaue Kosula, der Faltenrock samt weißer Spitzenschürze, in die Höhe. Und zwar so hoch, dass ihre ebenfalls spitzenbesetzte Pumphose zum Vorschein kam. Der Rock, den sie von ihrer Mutti übernommen hatte, war traditionell mit einem mit Blüten und Ranken besticktem Seidenband verziert. Darunter Bänder aus Spitze und Samt. Die gleichen Ranken fanden sich auch auf dem Halstuch wieder. Marie liebte ihre Kosula. Und sie liebte das Tanzen.

Während sie sich drehte, nahm sie Gerda nur verschwommen wahr. Sah kaum ihr Gesicht, aber hörte ihr Lachen. Bei ihrer dritten Umdrehung sah sie ihre Oma gehen. Bei ihrer fünften Umdrehung war sie gänzlich verschwunden. Marie kam zum Stehen, fühlte den Schwindel und hielt sich mit der Hand am Wohnstüben Tisch fest. Eine sonore Stimme drang herein. Erst jetzt wurde ihr klar, wohin ihre Oma gegangen war. Offenbar hatte Marie das Klingeln überhört, während sie im Geiste schon tanzend am Kudrower Hafen war. Dort würde in einer Stunde die große Fastnacht eröffnet werden. Erst kam die Rede. Dann wurde getanzt.

»Lass deine Schuhe an«, sagte Gerda im höflichen, aber bestimmten Ton.

»Okay«, antwortete die männliche Stimme.

Ihre Oma kam in kleinen, schnellen Schritten zurück ins Wohnzimmer. Während sie ging, pendelte sie leicht von links nach rechts, ähnlich einem Pinguin. Ihr rechtes Knie war vom jahrelangen Knien und Bücken in ihrer Schneiderei

verschlissen. »Benni ist schon da. Jetzt aber hurtig. Ihr wollt doch noch ein Foto.«

Benni stand grinsend an der Tür und winkte. »Hi.« Ihm ging es ähnlich wie Marie. Er war nicht verheiratet, hatte keine Freundin, keine Kinder, war nicht mehr in der Jugend und immer schon zu schüchtern gewesen, um jemanden zu bitten, seine Begleiterin bei der Fastnacht zu werden. Das war Maries Glück. Beim Maskenball im vergangenen November, als fast alle potenziellen Partner bereits vergeben waren, war Benni noch frei. Erst kam der Schnaps. Dann die Übereinkunft: Sie würden bei der Fastnacht als Paar gehen. Marie wusste auch am Morgen nach dem Maskenball, dass Benni zu seinem Wort stehen würde, denn auf ihn war Verlass.

»Hi Benni, bist du fit?« Benni, der eigentlich Benjamin hieß, hatte mit siebenundzwanzig Jahren noch bei der vergangenen Jugendfastnacht mitgemacht. Aber inzwischen gab es kaum gleichaltrige Mädchen, die nicht mit ihren festen Freunden teilnahmen.

»Klar, ich war um einse zu Hause.« Das war tatsächlich eine akzeptable Heimkommzeit für das Feiern am Zampertag. Es gab nicht wenige – hauptsächlich Männer –, die den Heimweg erst um fünf Uhr in der Früh antraten. Dementsprechend zerknirscht sahen sie dann am Fastnachtsmorgen aus. Da half der beste Anzug nichts.

»Da warst du sicher einer der ersten.«

Benni grinste. »Die Lehmann-Brothers haben bis um sechs gegessen.«

»Nicht dein Ernst.«

»Zumindest haben sie da in der WhatsApp-Fastnachtsgruppe eine angenehme Nacht gewünscht.«

Die würden heute garantiert keinen guten Eindruck machen. Die Lehmann-Brothers waren zwei Brüder, die gut und gern auch als Zwillinge durchgehen konnten. Man sah sie fast immer zusammen. Einer beeinflusste den anderen – meistens negativ. Obwohl beide kaum älter als

fünfundzwanzig sein konnten, sahen sie aus wie Anfang dreißig. Der Alkohol und die durchgemachten Nächte, vor allem an den Wochenenden, haben deutliche Spuren hinterlassen.

Marie steckte ihr kleines Portemonnaie in ihren Fastnachtsrock. Die eingenähte Tasche war so tief, dass noch viel mehr reinpasste. Ihr Lipgloss, Tempo-Taschentücher, Puder und eine Packung Airwaves Menthol & Eucalyptus, die sie immer für den Notfall mitnahm. Wobei dahingestellt sein konnte, was ein *Notfall* war.

»Mit wem machen die eigentlich mit?« Was die Neujugend anging, war Marie nicht mehr auf dem neusten Stand. Die Lehmann-Brothers kannte sie noch. Alle Jahrgänge darunter waren für sie fremd. Trotzdem war Marie sicher, dass die Brüder sich jüngere Mädels als Partnerinnen ausgesucht haben, beziehungsweise von diesen ausgesucht wurden. Der erhöhte Alkoholkonsum wirkte sich offenbar nicht negativ auf die Attraktivität der beiden aus. Ganz im Gegenteil: sie waren nie lange single.

»Ich glaube mit den Freundinnen. Maja heißt die eine. Die andere kenn ich nich. Die is von auswärts.« Mit auswärts meinte Benni ein anderes Dorf. Selbst wenn man am Rande von Stresow wohnte, war das für viele bereits auswärts und somit nicht der Kern.

»Möchte wissen, wo die immer die ganzen Mädels kennenlernen.«

»Na, die fahr'n jedes Wochenende in die Stadt«, antwortete er, als würde das alles erklären.

Marie nickte. Die Frage, die sie nicht laut aussprach, war aber eigentlich, warum Benni keine fand. Er war ein netter Gesprächspartner, kannte Manieren nicht nur vom Hörensagen, hatte als angehender Kfz-Mechaniker-Meister einen krisenfesten Job und sah gar nicht übel aus. Was war also der Grund? Was sie selbst betraf, war sie in Bezug auf Benni relativ sicher: es funkte einfach nicht. Vielleicht weil

er ihr zu jung war. Trotzdem fragte sie sich, wie andere ihn sahen.

»Ist Willi startklar?« Das Gute an Benni als Fastnachtspartner war nicht nur, dass er exzellent tanzen konnte. Er hatte auch einen jüngeren fünfzehnjährigen Bruder, der Bennis Schnapsflaschen trug.

Ja, er war minderjährig und ja, als Flaschenträger trug er das Hochprozentige für seinen besoffenen Bruder durch die Gegend. Aber Willi trank ihn nie selbst; dessen konnte man sicher sein.

Benni nickte. »Er sorgt nachher für Nachschub.« Er zeigte seine Goldkrone, die in ein weißes Stofftaschentuch gewickelt war. »Könn wa dann?«

»Ich bin so weit.« Auch um Maries Küstennebel war ein Taschentuch gebunden, aber eines in Spitze. Die Tücher um die Schnapsflaschen waren nicht nur dekorativ. Sie sorgten auch dafür, dass eventuelle Schnapsreste nicht an der Flasche hinabliefen und somit klebrige Finger verursachten.

Im Flur standen ihre schwarzen Absatzschuhe. Nicht zu flach, weil sie zu der Tracht gutaussehen sollten und nicht zu hoch, um in den nächsten acht Stunden durchzuhalten. Sie schlüpfte hinein und ließ sich von ihrer Oma in die weißen Armstulpen helfen. Bei Tageshöchsttemperaturen von drei Grad wollte sie sich so lange wie möglich warmhalten.

»Dass du mir heile wiederkommst.« Gerda legte Maries kalte Hand in ihre warme, weiche und umschloss sie mit ihrer anderen. Gerdas Blick war geruhsam. Eines ihrer Augen leuchtete manchmal türkis, aber nicht heute. Dazu brauchte es Sonnenstrahlen.

»Kommst du denn nachher nicht zugucken?«

»Na, freilich. Das lass ich mir doch nicht entgehen.« Ein letzter Kniff in Maries Wange.

Dann drehte Marie sich um und hakte sich in Bennis Arm ein. Als sie sich erneut zu ihrer Oma umblickte, sah sie Gerda dort immer noch stehen. Auch, als sie längst das

Gartentor hinter sich geschlossen hatte und die Hauptstraße entlangliefen.

2. KAPITEL

Kudrow, 4. Februar 1962

Gerda sah ihrer älteren Schwester hinterher. Es war das erste Mal, dass Regine die Festtagstracht tragen durfte. Das blaue Seidentuch hatte ihr Vater mit roten Rosen bestickt. Alles andere – die Kosula, die Haube und der Stepprock – waren geliehen. Sie konnte nicht die alte Tracht ihrer Mutter nehmen, weil Regine zu groß war; sie überragte ihre Mutter um einen ganzen Kopf. Für eine eigene fehlte in diesem Jahr das Geld.

Es war eine ungewisse Zeit. Eine, in der man nicht wusste, was einen erwartete, aber es trotzdem keinen Stillstand geben durfte. Gerade ein halbes Jahr war es her, dass in Berlin eine Mauer durch das Land gezogen wurde; dass sie abgeschirmt wurden vom Rest der Welt.

Als Gerda davon gehört hatte, hat sie sich kurz gefragt, ob es war, um ihren Teil des Landes zu schützen oder, ob der Rest des Landes vor ihnen geschützt werden musste. Verstanden hat sie das nicht. Vielleicht konnte man das mit vierzehn auch noch nicht verstehen.

Die Antwort ihres Vaters war gewesen: »Weil se alle bekloppt sind.« Das mochte unpräzise sein. Trotzdem hielt Gerda es auch für wahr. Nicht, weil ihr Vater innerhalb ihrer Familie als besonders weise galt. Sie konnte mit den anderen Gründen nichts anfangen.

Ihr Lehrer hatte gesagt, dass man Menschen daran hindern wollte, zu flüchten. Es wären in den vergangenen Monaten zu viele abgehauen; in den Westen. Ein Schlussstrich wäre überfällig gewesen. Die Leute wüssten nicht, wie der Sozialismus funktionierte. Der nachfolgenden

Generation zu erklären, was Kommunismus bedeutete, wäre nun seine Aufgabe.

Diese Aussage warf für Gerda nur weitere Fragen auf. Warum wollte man aus ihrem Land fliehen? Für sie selbst war es der schönste Ort, den sie sich vorstellen konnte. Sie hatten ihre Wälder, ihre Seen und Felder und überall dazwischen die Spree, die sich wie eine alles umklammernde Mutter zwischen Wälder, Seen und Felder fädelt. Mit vielen kleinen Flüssen verströmte sie ihr Lebenselixier durch das Land. Gerda konnte sich nicht vorstellen, warum man hier weg wollte. Aber ihre Schwester hatte ihr erklärt, dass sie mussten, wenn sie frei leben wollten. Selbstbestimmt, ohne sich den Wünschen Einzelner unterwerfen zu müssen.

Da machte die Sache mit der Flucht Sinn. Und auch die Worte ihres Vaters wirkten umso wahrer. Wenn Politiker die Leute nicht so leben ließen, wie sie wollten, mussten sie bekloppt sein.

Seitdem die Mauer stand, hatte die Stimmung sich zuhause verändert. Ihre Mutter war viel öfter gereizt, weinte manchmal. Vor allem dann, wenn sie dachte, dass sie unbeobachtet war. Gerdas Tante Erna war vor vierzehn Jahren nach Berlin gezogen. Obwohl ihre Mutter Ernas Mann nie hatte leiden können – hauptsächlich, weil er Städter und durch und durch versnobt war – waren die Schwestern in Kontakt geblieben. Mindestens einmal im Jahr haben sie sich getroffen. Meistens war Erna für zwei Wochen mit den beiden Kindern, der zwölfjährigen Luise und dem achtjährigen Rainer, in den Spreewald gekommen. Immer im Sommer; immer ohne Mann.

Gerda hätte nicht sagen können, wie ihr Onkel, Ernas Mann, inzwischen aussah. Wahrscheinlich hätte sie ihn nicht einmal erkannt. Aber sie hätte auch nicht sagen können, ob die Tatsache, dass er Städter war, der einzige Grund für die Ablehnung ihrer Mutter war. Es gab viele Dinge, die nie vor den Kindern besprochen wurden. Einiges bekam Gerda

trotzdem irgendwie mit, aber immer nur bruchstückhaft. So zum Beispiel, dass auch Ernas Mann die Schwieger-Familie im Spreewald nicht mochte. Nur das Warum war im Verborgenen geblieben.

Am 12. Juli 1961 haben die Schwestern sich also zuletzt gesehen. Und sie wussten nicht, wann es wieder so weit sein würde.

Für Gerda selbst fühlte sich die Mauer an wie ein Stück Sicherheit. Etwas, das sie so sorgsam umschloss, dass nichts Böses an sie herankommen konnte. Mit ihren vierzehn Jahren war Gerda ganz und gar unpolitisch. Zwar registrierte sie die Veränderungen um sich herum; trotzdem war es, als würde alles Schlimme immer anderen passieren. Sie selbst fühlte sich nie so richtig betroffen. Nicht, weil sie die Traurigkeit ihrer Mutter nicht verstand – das konnte sie. Immerhin hatte sie selbst eine Schwester, die sie über alles liebte.

Das Vermissen war dennoch nicht zur Gänze an sie herangedrungen. Die Konsequenzen, die Verluste, das sich Ausgeliefertfühlen, von dem ihre Mutter sprach, hatte Gerda nicht verstanden.

Wahrscheinlich sollte sie das.

Anne Frank hat im gleichen Alter Tagebücher geschrieben, die die Welt bewegten.

Aber Gerdas Gedanken waren gerade von der Fastnacht absorbiert und der Tracht, die ihre siebzehnjährige Schwester nun tragen durfte.

Eine ganze Stunde hat Regine vorhin im Bad verbracht, eine halbe davon in der Wanne. Gerda war dabei gewesen, als ihre große Schwester sich zurechtmachte. Sie wusch Regines Rücken und drehte ihr die Haare ein; half ihrer Mutter dabei, Regine anzukleiden. Die Reihenfolge war wichtig. Erst der Unterrock, der Rock mit Mieder, die Bluse. Gerda sollte sich alles merken. »Damit du irgendwann deine eigene Tochter anziehen kannst. Und wenn du Glück hast, auch deine Enkelin.«

3. KAPITEL

Kudrow, 5. Februar 2023

Die Füße brannten, die Finger steif von der Kälte, der Schnaps wurde nur noch als innere Wärmepumpe genutzt. Trotzdem wurde getanzt. Nicht aus Anstand, sondern aus innerer Überzeugung. Obwohl – wenn Marie ehrlich zu sich selbst war, tanzte sie in diesem Stadium der Fastnacht wohl doch vor allem aus Anstand. Der größte Teil in ihr war müde und wollte endlich eine Pause. Es war inzwischen kurz nach sechs und sie waren seit über vier Stunden auf den Beinen. Trotzdem gab es noch diesen einen Sponsor, Firma Hausender, auf dessen Hof sie gerade einkehrten. Wie viele andere Geldgeber dieser Fastnacht bot er Essen an. Schmalzstullen, Gurken, Wienerwürstchen und das Beste von allem: ein Chili con Carne, das so scharf war, dass Marie den Schnaps nicht mehr brauchte. Für den Moment glühte sie von innen.

Benni hatte sie seit dem letzten Hof nicht mehr gesehen. Bei der Fülle an Menschen verlor man schnell den Überblick. Wichtig war, dass sie sich zum Einmarsch wiederfanden; die Chancen dafür standen gut. Wenn es darum ging, in den Tanzsaal einzumarschieren, suchten alle Tanzpartner ganz von allein ihren Gegenpol. Dem Ärger – sollte eine Frau allein einmarschieren müssen, weil der Partner die Kontrolle über den Schnaps, die Zeit und dem eigenen Körper verloren hatte – wollte sich keiner aussetzen.

Aber auch wenn Benni im Moment nicht aufzufinden war, stand Marie nicht allein. In Kudrow tat sie das nie, denn das

großartige an ihrem Dorf waren die Menschen. Zu den besten von allen zählten für Marie ihre Freundinnen Jenny und Lara.

Jenny war schon deutlich beschwipst und lallte nur noch. »Wenn ich nicht aufpasse, beklecker' ich mein Tuch.« Früher haben ein paar Schnäpse sie nicht so leicht aus der Bahn geworfen. Aber seit sie vor drei Jahren erfahren hatte, dass sie Mutter werden würde, hatte sie keinen Tropfen mehr angerührt. Der Alkohol hatte also leichtes Spiel.

Lara schüttelte eine Serviette aus und stopfte eine Spitze vorsichtig in Jennys Ausschnitt, damit das gute Seidentuch nicht dreckig wurde. Das beschmutzte man nicht. Entweder man aß etwas, das keine Flecken verursachte, oder man aß, wie Marie es tat: nach vorn gebeugt. Sah blöd aus, verursachte mitunter Rückenschmerzen, behielt die Tracht aber rein.

Jenny, die trotz des Alkohols noch sämtliche Nerven beisammen hatte, beugte sich nun ebenfalls nach vorn. »Die ist gut. Aber Käse-Lauch-Suppe wär besser gewesen.« Seit sie ihre Tochter bekommen hatte, lebte sie wie eine Einsiedlerin; ging kaum noch aus, beschränkte ihre Sozialkontakte auf Besuche und achtete bei allen Unternehmungen auf Kinderkompatibilität. Aber jetzt – bei der großen Fastnacht – wollte auch sie mal wieder raus. Wie früher feiern, als es nur sie gegeben hat.

Keine Männer. Keine Kinder. Keine unerfüllten Träume. Die Sache mit den unerfüllten Träumen betraf vor allem Lara. Die versuchte seit einigen Jahren eine Boutique mit Bioklamotten auf die Beine zu stellen. Mit mäßigem Erfolg, weshalb ihre Laune öfter schlecht als gut war. Heute war das mal anders; zwar nicht wie früher, aber trotzdem schön.

»Ich will zurück.« Mehr sagte Marie nicht und es genügte dennoch, um das Kauen von Jenny und Lara für einen Moment zu unterbrechen.

»Zurück zu ... uns?« Der Unglaube in den Augen der beiden war geradezu surreal. Dabei war es gar nicht so

ungewöhnlich, dass Leute aus dem Spreewald, die mal gegangen waren, auch wieder zurückkehrten. Eine Zeitlang funktionierte für viele das Leben abseits ihrer Heimat. Leute fanden neue Heimat, waren sogar glücklich, gründeten Familie, holten sich einen Hund. Doch dann kam dieser magnetische Impuls, der sie anzog und – wenn man Pech hatte, oder Glück – nicht wieder losließ.

»Natürlich zu euch.« Das Empörte in ihrer Stimme war nur zum Teil authentisch. Marie verstand die Überraschung, immerhin gab es nicht viele Gründe, Hamburg dem Rücken zu kehren. Seit sie dort vor Jahren Architektur studiert hatte, hat sie sich in einem renommierten Architekturbüro einen Namen gemacht. Sie plante und gestaltete einige städtebauliche Projekte; bei einigen Großprojekten war sie federführend gewesen. Es war vielleicht unklug, gerade jetzt zu gehen. Womöglich wäre es noch unklüger zu bleiben. »Ich vermisse es hier. Jedes Mal, wenn ich wieder in Hamburg bin, zähle ich die Tage, bis ich zurück kann. Ich gehöre einfach hierher.«

Jenny, die – ebenfalls seit der Schwangerschaft – zu hormonell bedingten Gefühlsausbrüchen neigte, bekam sofort wässrige Augen. »Klar, gehörst du hierher. Is doch deine Heimat.«

»Und deine Arbeit?« Lara war immer erstmal pragmatisch. Sobald abgeklärt war, das Marie fortan nicht von Spenden leben musste, oder von Sozialhilfe, würde sie sich freuen. Vorher nicht. Und falls doch, dann höchstens verhalten.

»Ich will ein eigenes Architekturbüro gründen. Hier in Kudrow.«

Ohne zu antworten, tauchte Lara den Löffel in ihre Schale und steckte ihn gefüllt wieder in ihren Mund. Marie verstand auch ohne Worte, was Lara davon hielt. Sie sah es kritisch.

»Ich freu' mich, dass du kommst.« Jenny strich ihr über den Oberarm.

Diese Worte sah Lara offenbar als Kritik gegen jene Worte an, die sie gar nicht ausgesprochen hatte. »Ich freu mich doch auch. Trotzdem denke ich, dass es riskant ist. Du weißt ja, wie lange ich es mit meinem Laden versuche.«

»Ich weiß das und ich glaube auch immer noch, dass es funktionieren wird. Es braucht nur noch ein wenig Zeit.« Die Geschäftsidee mit dem Bioladen war nicht schlecht. In der Stadt hätte es längst geklappt; hier leider noch nicht. Das hieß aber nicht, dass es gar nichts werden würde. Der lange Atem, den man brauchte, war das Problem.

»Und wie willst du das schaffen? In Hamburg kennen sie dich. Hier musst du komplett neu anfangen. Du hast dann Ausgaben, ohne dass überhaupt etwas reinkommt.«

Adelheid wurde angestimmt. Normalerweise würden die drei jetzt mittanzen, aber das Thema musste zuvor geklärt werden, am besten vor dem Einmarsch.

»Ich kann Omas Scheune umbauen. Die ist groß genug für ein Wohnhaus und ein Büro. Solange das Haus nicht fertig ist, wohne und arbeite ich bei Omi.«

»Hast du schon gekündigt?«

Marie schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Aber bald. Und ich beantrage so schnell wie möglich die Baugenehmigung. Die bekomme ich wahrscheinlich ohnehin nicht vor dem Winter.«

»Diesen?«, fragte Jenny.

»Nächsten«, sagte Lara.

»Vielleicht sogar später. Die Scheune liegt ja direkt am Fließ. Wahrscheinlich werden sie zweimal ablehnen, bevor sie die Genehmigung erteilen.« Marie wusste, wie lange die Wartezeiten waren. Dahingehend machte sie sich keine Illusionen.

Lara stapelte die leeren Suppenschüsseln übereinander, zog Jennys Serviette aus dem Ausschnitt und warf alles in einen großen Plastiksack. Dann nahm sie ihre Schnapsflasche vom gepflasterten Boden, drehte den

Deckel auf und reichte die Flasche Marie. »Auf deine Rückkehr.«

Jenny hielt sich vor Rührung die Faust an den Mund.

Marie lachte und nahm einen mittelgroßen Schluck. Dann schüttelte sie sich. Pfeffi. Nicht ihre Lieblingsorte. Doch sie tat ihren Dienst: Ihr wurde wohlig warm. Dann nahm auch Jenny einen kleinen Zug, weil sie ohnehin schon am Limit war.

»Ist euch klar, dass die ganzen Lieder hier eigentlich auf den Index gehören?« Lara nahm die Schnapsflasche wieder in die Hand.

»Japp.« Dass die Lieder auch *damals* schon gespielt wurden, wussten hier fast alle. Trotzdem gehörten sie auch zu ihnen. Völlig losgelöst vom Krieg oder Hass.

»Ich lass mir das Feiern nicht verbieten«, rief Jenny und schwang ihre Tracht hin und her. Ihr Mann tauchte hinter ihr auf, seine Hände zum Tanz auffordernd, als hätte er ihren Ruf vernommen.

»Ich bin beschwipst«, sagte sie noch, woraufhin er antwortete: »Ist doch Fastnacht.« Mit diesen Worten tanzten sie drehend auf die gepflasterte Tanzfläche.

Lara drehte die Flasche zu und stellte sie auf dem Boden ab. »Na, komm.« Die Hände ausgebreitet stellte sie sich vor Marie und wartete, dass sie sie ergriff. Die zögerte keine Sekunde, ließ sich von ihr führen und sang laut einen Text mit, den sie in den hintersten Archiven ihres Gehirnes versteckt hielt und nur sehr selten herauslies: von einer Adelheid, einem Rosenbeet und einem nicht zu unterschätzenden Gartenzwerg.

Rückblickend betrachtet bereute sie nichts. Ihr Leben wurde gelebt und es wurde geliebt.

Das Einzige, was sie noch immer beweinte, was sie wahrscheinlich bis an ihr Lebensende beweinen würde, war der Verlust ihre Schwester. Ein kleiner Teil ihres Herzens würde für immer leer bleiben.

Als Fritz geendet hatte, gab er seinem Enkel die Gitarre. »Jetzt bist du dran.«

Moritz' Augen weiteten sich. Er sah auf seinen Opa, der ihn gar nicht mehr beachtete, sondern seinen Stuhl nach hinten schob, um aufzustehen.

Dann sah er Marie über den Tisch hinweg an, flüsterte: »Ich kann doch gar nicht spielen.«

Offenbar hatte Fritz das vergessen.

»Kannst du?«, fragte er Marie.

»Nur ein Lied.«

»Erstklassig.« Er reichte ihr die Gitarre über den Tisch.

Er wollte gar nicht wissen, um welches Lied es sich handelte. Hauptsache, es spielte jemand.

Marie zog die Schultern hoch.

»Moment.« Moritz beugte sich wieder nach vorn. »Was genau kannst du denn spielen?«

»*Come as you are* von Nirvana.«

Er nickte anerkennend.

Gerda kannte dieses Lied. Marie hatte es ihr als Jugendliche viele Male auf ihrer E-Gitarre vorgespielt. Bei Geburtstagen und auf der Konfirmation ihrer Cousine. Sie hatte es sich wegen der Botschaft des Liedes ausgesucht. Einer, die auch Gerda gefiel.

*Sei, wie du bist.
Solange du nicht zu spät kommst.
Ruh' dich auch mal aus, wie ein Freund,
wie eine vergangene Erinnerung.*

Fritz stand vor ihr und hielt ihr die Hand hin. Die war älter, mit violetten, hervorstehenden Adern durchzogen, braun gegerbt von der Sonne. Aber trotzdem erkannte Gerda die junge Hand darin. Sein Ringfinger, der den Mittelfinger überragte. Ein Leberfleck an der Daumenwurzel, der größer zu sein schien.

Fritz schmunzelte. »Diesmal werden wir tanzen.«